

Erlebnisse in einer russischen Kommune

Autor(en): **Zaytzeff, K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **24 (1921-1922)**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749052>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ERLEBNISSE IN EINER RUSSISCHEN KOMMUNE

Mit dem letzten Gefangenentransport aus der Schweiz, der Ende Mai Moskau erreichte, reisten auch ich sowie mehrere andere Zivilpersonen. Gleich nach der Ankunft stoben die Heimgekehrten auseinander und nur ein kleiner Teil blieb zurück. Zu unserem Glück blieben die Obmänner der aus Mitgliedern des Transportes gebildeten Organisation auch in Moskau. Die schrecklich hohen Preise und die allgemeine Knappheit an Lebensmitteln ließen uns bald einsehen, dass ein langer Aufenthalt in Moskau verderblich wäre. Die landeskundigen Leute rieten uns, soweit wie möglich nach dem Osten zu gehen, und machten uns darauf aufmerksam, dass es für uns am besten wäre, eine Kommune zu gründen oder sich einer schon existierenden anzuschließen. Eines Tages versammelte der bisherige Präsident der Organisation, Mistschenko, uns alle und schlug uns vor, eine solche Kommune zu gründen, beifügend, dass er die ganze Arbeit der Organisation auf sich nehmen würde, da er gute Verbindungen mit den Hauptmitgliedern des Zentralkomitees für Verwaltung der Landwirtschaft habe. Wir nahmen sein Anerbieten mit großer Begeisterung auf. Noch am selben Tag unternahm Mistschenko die ersten Schritte, wobei der zweite Obmann und sein bester Freund Dimitrieff ihn kräftig unterstützte. — Unser Anerbieten hatte im Zentralkomitee Anklang gefunden, und uns wurde sogar die Auszeichnung zuteil, eine Musterkommune zu bilden. Die andern Kommunen hatten nicht den Vorzug, Mitglieder zu besitzen, die längere Zeit in der Landwirtschaft Westeuropas tätig gewesen waren, wie unsere Soldaten, die während der Gefangenschaft als Landarbeiter wirkten. Schon nach zwei Wochen hielt man eine Plenarsitzung ab, in der Mistschenko uns mitteilte, dass wir nach Orenburg reisen werden, wo uns durch die Behörde ein passendes Grundstück mit Zubehör zur Verfügung gestellt werden sollte. Nach dieser Mitteilung las er die neuen Statuten vor, die nach dem Muster der geltenden Vorschriften über die Regelung des Kommunelebens zusammengestellt waren. — Ich will hier kurz diese Vorschriften erwähnen, die für alle Kommunen auf dem Territorium der Sowjetrepublik gelten.

Alle Untertanen des Bolschewistenreiches haben das Recht, in eine Kommune zu treten, falls sie nicht im Militärdienste stehen. Die zuständigen Behörden haben nach Kräften dem Zustandekommen solcher Kommunen zu helfen und müssen durch geschickte Propaganda die Bauern zur Gründung solcher Gemeinschaften bewegen. Das Ideal wäre, die ganze Landbevölkerung in solchen Kommunen unterzubringen, da sie am besten den kommunistischen Ideen entsprechen. Zwang darf aber nicht angewandt werden, da sonst Hass gegen die mit Gewalt eingerichtete Kommune erwachen könnte. Zur Leitung und Verwaltung der Gemeinschaft muss ein Komitee durch die Generalversammlung aller erwachsenen Mitglieder derselben erwählt werden. Die Zahl der Mitglieder des Komitees ist je nach Größe der Kommune auf drei, fünf oder sieben beschränkt. Nachdem das Komitee gebildet ist, haben die Mitglieder desselben unter sich den Präsidenten und seinen Stellvertreter zu wählen, sowie ein oder zwei Sekretäre. Alle übrigen Mitglieder der Kommune sind unter sich gleichgestellt und haben alle Arbeit zu leisten, die von ihnen verlangt wird. Alles Vieh, landwirtschaftlichen Geräte, Wagen und Vorräte, die den einzelnen Mitgliedern gehörten, werden nach deren Beitritt als Kommunegemeinschaftsgut behandelt und müssen dem Wohl der Allgemeinheit dienen; nur solche Gegenstände, die zum Hausgebrauch des Mitgliedes und seiner Familie dienen, bleiben sein persönliches Eigentum. Die Mahlzeiten müssen von allen zusammen eingenommen werden, und die Kost soll für alle dieselbe sein. Neben den Wohnräumen muss unbedingt ein möglichst großes Zimmer freigelassen werden, das als Sitzungssaal und Klublokal eingerichtet wird. Die Mitglieder dürfen keine Arbeiten und Dienste annehmen, die nicht zum Wohle der Kommune beitragen, sondern nur sie persönlich bereichern könnten. Dann folgt eine lange Belehrung über die Organisation der Propaganda, des Unterrichtes, die Kommunengelder, über die gemeinschaftlichen Arbeiten usw. Soviel über die gesetzliche Regelung des Kommunelebens in der Theorie, später werden wir sehen wie es in die Praxis umgesetzt wird.

Für uns war es ein Leichtes, diese Statuten anzunehmen, da wir überhaupt kein Gut besaßen und kaum das Nötigste an Kleidern und Wäsche mithatten. Als Obmänner wählte man fast einstimmig Mistschenko, Dimitrieff und Kljatschko, alles Oberhäupter der

früheren Soldatenorganisation. Jetzt blieb noch ein Name für die neue Kommune zu wählen, nach langem Hin und Her wurde sie „Niwa“ (Das Ackerfeld) genannt. Ein Waggon wurde uns zur Verfügung gestellt, ein alter schmutziger Viehwagen, den wir selbst reinigen mussten. Nachdem wir eine Kiste mit Büchern, die nützliche Belehrungen über Landwirtschaft enthielten, und den spärlichen Reiseproviant eingeladen hatten, reisten wir nach Orenburg ab. Zu Beginn der Reise wurde ich krank, und da es mir jeden Tag schlechter ging, musste man mich auf einer kleinen Station im Militärlazarett zurücklassen. Erst nach einem Monat wurde ich entlassen und traf meine Kameraden noch in Orenburg, da die Verhandlungen sich fürchterlich in die Länge zogen. Einen Augenblick lang schien überhaupt das ganze Unternehmen ins Wasser fallen zu wollen, denn fast alle Mitglieder unserer Kommune waren militärpflichtig und hatten nur einen zweimonatigen Urlaub, wie alle heimkehrenden Kriegsgefangenen. Vergebens wurden alle möglichen Dekrete und Anordnungen der Sovjetbehörden durchgesucht, nirgends stand ein Wort darüber, ob die Angehörigen einer Kommune vom Heeresdienst frei seien oder nicht? Aber Mistschenko, Dimitrieff und mit ihnen noch andere wiesen darauf hin, dass man auf uns im Zentrum die größten Hoffnungen setze, und Mistschenko fügte bei, dass er sofort hinschreiben würde, um zu versuchen, uns vom Militärdienst zu befreien. Dann meinte er weiter, dass, anstatt die Zeit in unnützem Gerede zu verlieren, man alle Energie aufbieten solle, um endlich ein Grundstück zu bekommen, und gleich wolle er eine Abstimmung halten. Seine mit vielem Feuer gehaltene Rede gewann die meisten für seine Sache, und ein vielstimmiges Ja war die Antwort, nur zwei von den Kameraden erklärten, aus der Kommune austreten zu wollen, woran sie auch nicht gehindert wurden. Die Schwierigkeit, ein passendes Grundstück zu finden, bestand darin, dass die herumliegenden Güter schon von verschiedenen Kommunen besetzt waren, die wie die Pilze nach dem Regen hervorschossen, was nicht weiter verwunderlich ist, da die Mitglieder der Sovjetbehörde in ihrem großen Eifer jeden, der unter ihre Hände kam, zum Eintritt in eine solche Kommune fast mit Gewalt zwangen. Auf solche Weise entstanden Kommunen, deren Mitglieder frühere Handwerker, Eisenbahn- und Fabrikarbeiter waren. Man kann sich vorstellen, wie eine

solche bunt zusammengewürfelte Gesellschaft auf dem Lande wirtschaftete.

Der orenburgische „Semkom“ (Verwaltungskomitee der Landwirtschaft), auf den unsere Vollmachten aus dem Zentrum großen Eindruck machten, schlug uns vor, nach einem Gute, Paschkovo genannt, zu gehen, wo sich zwar eine Kommune unter dem Namen „Ravenstwo“ (Gleichheit) befand, aber welche durch die miserable Bewirtschaftung ihrer Mitglieder, die meistens frühere Eisenbahnarbeiter und kleine Beamte waren, ganz heruntergekommen war. -- Wir sollten eine Vollmacht bekommen, der zufolge wir das Recht hatten, die bisherige Kommune Ravenstwo aufzulösen und ihren Mitgliedern die Wahl zu lassen, entweder uns beizutreten oder binnen vierzehn Tagen das Gut zu verlassen. Unsere Obmänner wollten sich zuerst das betreffende Gut ansehen, bevor sie eine bindende Antwort gaben. Nach der Rückkehr lobten sie die Lage und Größe des Gutes, aber beifügend, dass es durch die liederliche Wirtschaft der dortigen Kommune so gelitten habe, dass man nicht ohne Empörung davon sprechen könne. So seien die wirklich vortrefflichen und teuren landwirtschaftlichen Maschinen zum Teil ganz zerstört, der Viehstand auf die Hälfte zurückgegangen und die zahlreichen großen Speicher leer. Dann klagten sie darüber, dass die Ältesten der Ravenstwo unser Recht, ihre Kommune aufzulösen, durchaus bestreiten und alle ihnen zur Verfügung stehenden Mittel in Bewegung setzten, um uns zu stören, selbst durch offenen Widerstand. Unsere Obmänner bestanden darauf, dass uns Waffen gegeben werden. Diese Forderung wurde ohne weiteres erfüllt und wir bekamen ein halbes Dutzend Gewehre nebst einer Kiste Munition. Dies wurde sorgfältig versteckt gehalten, um die Feinde nicht unnötigerweise zu reizen. Da jetzt alles geregelt war, konnten wir an die Abreise denken, aber erst nach zwei Tagen gelang es, die dazu nötigen Pferde aufzutreiben. Am ersten Tage kamen wir bis zu dem großen Tartarendorfe Karagala, wo wir gezwungen waren, ein paar Tage auf weitere Fahrgelegenheit zu warten. Die meisten erreichten am Tag der Abreise von hier Paschkovo. Viel böses Blut machte unter uns die rücksichtslose Weise, mit der uns Mischchenko während der Reise behandelte; so fuhr er in Begleitung der übrigen Komiteemitglieder und seiner Frau mit einem Dreigespann, ohne sich im geringsten um unsere Not zu kümmern.

Das Gut Paschkovo wies auch jetzt noch die Spuren des früheren Wohlstandes und der klugen und rationellen Bewirtschaftung auf. Der Besitzer hatte keine Ausgaben gescheut, um dasselbe anziehender zu gestalten, so pflanzte er einen ganzen Park an, der bis zu dem unweiten Flusse reichte, dann legte er einen großen Obst- und Gemüsegarten an samt einer Bewässerungsanlage. Alle Gebäude waren solid aus Stein und Ziegeln ausgeführt, der Hof gepflastert und die Wege geebnet worden. Gleich hinter dem Gute fingen die Getreide- und Kartoffelfelder an, deren Umfang jetzt kaum ein Drittel des früheren erreichte.

Es war Samstag, als wir am Orte anlangten, und auf Sonntag war eine große Versammlung angekündigt, in der unser Programm vorgelesen werden sollte und die Ravenstwo als aufgelöst zu erklären war. Schon am Vorabend merkte man, dass etwas Ungeöhnliches im Gange war, denn überall bildeten sich Gruppen, die ihre Stellungnahme zu den kommenden Ereignissen lebhaft diskutierten. Natürlich waren auch unsere Ältesten in der größten Aufregung und hielten eine Geheimsitzung nach der anderen ab. Die Gegner rüsteten auch zu dem Haupttreffen, und es wurde gemunkelt, dass sie auch über Waffen verfügen. Erst spät nachts übermannte die Müdigkeit die aufgeregten Gemüter und im ganzen Hause trat Stille ein. — Am Morgen des ereignisreichen Tages war jeder bestrebt, sich möglichst vorteilhaft zurechtzumachen; wer ein Rasiermesser besaß, bekam keine Ruhe, bis es bei einem Dutzend Kameraden die Runde gemacht hatte. Das ganze Gepäck wurde durchwühlt, um eine nicht zum Vorschein kommen wollende Schuhcremebüchse oder Bürste zu finden. Lange vor der angesetzten Zeit versammelten sich die Leute in dem großen Saale. Dieser Raum diente als Sitzungssaal und war nach dem üblichen Muster der Kommunistenlokale hergerichtet. An der Westwand erhob sich das Podium, dessen Bretterbeschlag unter rotem Stoffe und Tannenzweigen verschwand. Die Wände waren mit allerlei Bildern und Porträts überklebt, alles Erzeugnisse der bolschewistischen Propagandapresse. Neben dem bekannten Porträt Lenins, das den Führer des Weltproletariates in abgenutzter alter Kleidung darstellt (ich habe ein Ölbild Lenins in Orenburg gesehen; auch dort trägt er alte, geflickte Kleider. Die Bolschewisten benützen jede günstige Gelegenheit, um die spartanische Lebensweise ihrer Führer zu

unterstreichen. So habe ich seine Anhänger mit Begeisterung davon sprechen hören, wie am ersten Maitage anno 1920 Wladimir Ilijtsch [der Vorname Lenins] mit eigenen Händen Holz auf einen Wagen lud. Wer weiß, vielleicht werden unsere Nachkommen im Museum von Petrograd eine Holzfuhr mit der nötigen Erklärungstafel anstaunen?), hingen da noch die Bildnisse von Trotzky, Kamenew, Uritzky, Lunatscharsky und anderen. Alle diese Porträts waren auf schlechtem und schon vergilbtem Papiere gedruckt. Außer den Porträts waren zahlreiche Propagandablätter aufgehängt, wovon einige auch auf den kleinsten Bahnhöfen Sowjetrusslands zu finden sind. In diesen Drucken wurde die frühere russische Regierung, die Regierungen der Bourgeoisstaaten und die Geistlichkeit gebrandmarkt. Außer diesen Propagandablättern sind auch nützlichere Sachen illustriert, so statistische Angaben über Bevölkerungszahl, Religion, Rassen etc., dann andere der Landwirtschaft dienende Anweisungen über Viehzucht, Korn- und Rübenanbau usw. Außer allen diesen Reproduktionen hingen dem Podium gegenüber zwei karmesinrote Fahnen mit dem Wahlspruch des Ravenstwo. Um den Versammelten Sitzgelegenheit zu bieten, war alles, was an passenden Möbeln zu finden war, hergeschleppt worden, so durchlöcherte Sammetsessel und Divans neben Rohrstühlen, einfachen Küchenbänken und Kisten.

Es war nicht so einfach, alle in Paschkovo wohnenden Personen zu sammeln, und besonders die Frauen, die ja auch stimmberechtigt waren, trotzdem sich unter ihnen nur zwei des Lesens und Schreibens Kundige befanden. Obschon das Wetter warm war, blieben die Fenster geschlossen, und da die anwesenden Männer um die Wette rauchten, füllte sich bald der ganze Saal mit so dicken Wolken, dass es einem fast den Atem nahm. Endlich fingen mehrere Weiber zu protestieren an, worauf dieser Unfug zum Teil aufhörte. Es war unser wie Quecksilber bewegliche Sekretär Radek, der den Moment für die Eröffnung der Sitzung als gekommen erachtete. Nach wenigen Minuten hielten die Herren ihren Einzug in den plötzlich verstummenden Saal. Die imponierende Gestalt Mistschenkos, das ernste und ruhige Wesen Dimitrieffs, endlich der dicke Stoß von Akten unter dem Arme Radeks, konnten ihre Wirkung auf den einfachen Mann nicht verfehlen. Als die Eingetretenen am Tische Platz genommen hatten, erhob sich Mistschenko wieder und lud mit lauter Stimme die Genossen Ältesten der Kommune

Ravenstwo ein, neben ihm Platz zu nehmen. Eine Bewegung entstand daraufhin, und drei Männer, von verschiedenen Orten aufstehend, bewegten sich dem Podium zu. Alle drei gehörten der Arbeitsklasse an. Mit befangenen Gesichtern erstiegen sie die Tribüne und nahmen schwerfällig Platz. Dann wurde die Versammlung gebeten, den Präsidenten, sowie den Sekretär für die Dauer der Sitzung zu wählen. Jedesmal, wenn einer unserer Obmänner vorgeschlagen wurde, hoben wir wie ein Mann unsere Hände in die Höhe; anders stand es bei den Gegnern, wo keiner alle Stimmen auf sich vereinigen konnte. Trotz der vorhergehenden Aufreizung waren mehrere Mitglieder der Ravenstwo des ewigen Gezänkes und der miserablen Wirtschaft müde geworden und stimmten für uns. Das sicherte unseren Sieg, und Mistschenko, der Präsident, eröffnete gleich die Debatte. Zuerst wurde ein Schriftstück, das die Entstehung und Ziele der Kommune „Niwa“ behandelte, von Radek mit eintöniger Stimme heruntergelesen, wobei viele seiner Worte im Lärm, der nie ganz aufhörte, verloren gingen. An diesem Lärm, der auch durch Husten und ähnliche Geräusche genährt war, trugen die größte Schuld die Frauen, die, ohne die Folgen zu bedenken, ihre noch minderjährigen Kinder in die Versammlung mitgeschleppt hatten. Dann erhob sich wieder Mistschenko und, die Hände auf den Tisch stützend, begann er seine Rede. Mit feurigen Worten der Empörung sprach er über die schandvolle Tätigkeit der Vorgänger, ihnen pathetisch zrufend: „wo sind die mit Korn und Heu überfüllten Speicher geblieben?! wer ist schuld am Tode einer Masse von Pferden und Hunderten von Rindern?! was für ein böser Geist hat die so wertvollen Maschinen, die ja niemand als dem Proletariate selber dienen sollten, zugrunde gerichtet?! zeigt uns diese Verbrecher! schleppt sie zu mir!“ Erst als dem Redner der Atem ausging, verstummte er für eine Weile, die Radek benützte, um ihm ein Glas Wasser zu reichen. Nach dieser Pause warf er die Frage auf, weshalb man gerade uns den Vorzug gegeben habe und von niemand anderm so viel Gutes erwartete. Auf diese Frage selber antwortend, stimmte er eine Lobhymne an über die vortrefflichen Qualitäten der Männer, die nach mehrjähriger Tätigkeit in Westeuropa, durch neue Erfahrungen bereichert, heimgekehrt seien, um ihren unwissenden Brüdern mit Rat und Tat beizustehen. Diese Worte, die natürlich einem jeden von uns

schmeichelten, empfingen wir mit lauten Beifallrufen, wobei man nicht vergaß, durch tüchtiges Getrampel einen Höllenlärm zu erheben. Unser Redner machte einen Versuch, noch weiteres zu verkünden, aber da der großartige Radau nicht aufhören wollte, entschloss er sich, mit dem Gesagten sich zu begnügen. Der lautgehende Atem, die blitzenden Augen und das gerötete Gesicht deuteten darauf hin, dass der Sturm in seiner Brust noch weiter tobte. Eine Pause von zehn Minuten wurde beschlossen, und alles drängte sich dem Ausgang auf die Veranda zu.

Schon lange zogen zwei leicht als Bauern zu erkennende Männer meine Aufmerksamkeit auf sich. Etwas Wehmütiges und zugleich Freundliches lag in ihren sonnenverbrannten Gesichtern, wo die Sorgen Falten und Fältchen gezogen hatten. Diesen gekrümmten Fingern mit den zerschlagenen schwarzen Nägeln, sowie den beim Gehen nur mühsam von der Erde sich hebenden Füßen sah man den vieljährigen Kampf mit der Erdscholle an. Als ich in der Pause neben einem Kameraden auf dem Geländer saß und wir beide in die wichtige Beschäftigung, eine Zigarette aus Zeitungspapier zu drehen, versunken waren, kamen die beiden gerade auf die Terrasse hinaus. Mit dem Ellbogen den Nachbar anstoßend, fragte ich ihn, wer diese seien. Als Antwort bekam ich, dass es die Ältesten einer großen ukrainischen Gemeinde seien, die auf der Suche nach einer neuen Niederlassung zu Mistschenko kamen und auf dessen Einladung hin bis heute geblieben seien. Er fügte noch bei, dass unsere Obmänner viel auf diese Leute hielten, da sie einer wohlhabenden Gemeinde angehörten, mit viel Vieh und Getreide, und beides könnten wir hier wohl brauchen. Als nach zehn Minuten die Glocke die Fortsetzung der Versammlung verkündete, dauerte es noch eine gute Weile, bis die Raucher das Rauchen und die Weiber das Schwatzen einzustellen sich anschickten und den Saal wieder aufsuchten. Dort entbrannte mancherorts ein Streit um die Plätze, da die Flinkeren gleich die besseren eingenommen hatten. Gerade tat der Vorsitzende den Mund auf, um den Fortgang der Debatte anzukünden, als ein lautes Gebrüll ihn daran hinderte. Sofort wollte jeder wissen, was vorgefallen sei, alle sprangen auf und streckten die Häuse. Von Mund zu Mund ging die Erklärung des Vorfalles: Zwei kleine Buben hatten wegen eines farbigen Bildchens Zank bekommen und gerieten sich in die

Haare. Die Mutter teilte gleich zwei kräftige Mauschellen an die Bösewichte aus. Von allen Seiten her wurde geschrien, die Frau solle die Schreihäse hinausjagen, und überhaupt sei das eine seltsame Mode, die kleinen Kinder in eine öffentliche Versammlung mitzuschleppen. Durch diese Zurufe, welchen noch einige kräftige Flüche beigefügt wurden, beleidigt, zogen sich mehrere Frauen achselzuckend mit ihren Kindern zurück. Nun konnte man in Ruhe zur Sache kommen. Die erste Ansprache hielt Dimitrieff, der bis heute von jedem öffentlichen Auftreten sich ferngehalten hatte. Seine Rede war in einem besonnenen und versöhnlichen Tone gehalten. Die Schuldfrage an dem bisherigen Misserfolge bei Seite lassend, sprach er seine Überzeugung aus, dass unter unseren neuen Kameraden viele für eine ernste und das Beste anstrebende Arbeit zu haben seien und dass sie die versöhnlich ausgestreckte Hand nicht verschmähen werden. Nachdem er unter ziemlich großem Beifall geendet hatte, kam ein Vertreter der Ravenstwo zur Ansprache. Seine Rede war eine Verteidigung, in der er zu beweisen suchte, dass an ihrer misslungenen Wirtschaft alle Himmels- und Erdenmächte die Schuld trügen, nur die Menschen nicht. Es war erstaunlich, wie oft diese Kommune ihre Führer gewechselt hatte, denn immer tauchten neue Redner auf, die das Glück gehabt hatten, das Steuer der schiffbrüchigen Kommune in die Hände zu bekommen, sei es nur wenige Tage. Jeder auf die Tribüne steigende Redner wollte sich von seiner Schuld reinwaschen, es vergingen Stunden, ohne dass die Debatte ein Ende nehmen wollte. Die Schwüle wurde unerträglich, der Schädel fing an zu brummen, und vor lauter Gähnen traten einem die Tränen in die Augen. Viele hielten es nicht länger aus und schlichen auf den Zehenspitzen davon. Unter diesen befand auch ich mich, und als ich die Eingangspforte glücklich erreicht hatte, rannte ich in den Hof hinter. — Ich war gerade in der Küche, wo unser gemeinschaftliches Mahl hergerichtet wurde, als das Absingen der Internationale hörbar wurde, dem lautes Gepolter folgte; daraufhin füllte sich die Terrasse mit Menschen, was das Ende der über dreistündigen Sitzung anzeigte. Bald wusste jedermann in Paschkovo das Resultat derselben. Es war von der Versammlung beschlossen worden, dass morgen die Familien, die unsere Kommune zu verlassen gedachten, zwischen neun und vier Uhr sich in der Kanzlei zu melden

hätten und dann sofort die Vorbereitungen zur Abfahrt treffen sollten. Ein Punkt, der die erbittertste Opposition fand, war die Frage, ob die von den Mitgliedern mitgebrachte Habe und ihr ehemaliges Vieh bei ihrem freiwilligen Abzug zurückzuerstatten sei, oder ob es als Allgemeingut in der Kommune verbleibe. Gestützt auf die Vorschriften über die Regelung des Lebens in einer Kommune verharnte Mistschenko auf dem Standpunkt, dass alles außer dem Hausinventar (Möbel, Geschirr, Kleider etc.) dem Allgemeinbesitz zu verfallen habe. Die gegnerischen Redner widersetzten sich mit aller Energie, darauf hinweisend, dass nur nach ausdrücklicher Zusicherung der Unantastbarkeit ihrer Sachen die meisten Mitglieder der Ravenstwo sich entschlossen hätten, in diese einzutreten. Wie gesagt, diese Frage hatte für unsere Niwa kein Interesse, denn keiner von uns besaß mehr als das Allernötigste. Zuletzt wurde nachgegeben und den Auswanderern das Recht verliehen, alles ihnen zugehörnde Vieh samt den Fuhrwerken mitzunehmen. Als Ersatz schlug unser Ältester vor, dass von heute an die Verbleibenden ihr ganzes Hab und Gut der Kommune überlassen müssen, aber Dimitrieff machte darauf aufmerksam, dass die wohlhabende kleinrussische Gemeinde, deren Älteste noch hier weilten, kaum zu uns treten würde, wenn sie das Risiko laufe, im Falle der Unzufriedenheit ohne ihre Sachen wieder abzuziehen. Darauf beschloss man, diese Frage vorerst noch unentschieden zu lassen, bis eine künftige Versammlung durch Abstimmung entscheiden würde. Bei diesen Beschlüssen sollte es nun für heute bleiben, und die Sitzung wurde endlich aufgehoben.

Am nächsten Tage wurde mit den Arbeiten begonnen, man musste zuerst einige Gebäude wieder in Stand setzen, denn jetzt waren wir Alle in dem Hause zusammengepfertcht, worin der Sitzungssaal sich befand. Als alle Mitglieder beim Mittagmahl versammelt waren, schlug Mistschenko vor, einige Ämter zu verteilen, damit wenigstens einige Kameraden sich für diesen oder jenen Teil der Kommuneverwaltung verantwortlich fühlen. Jemand sollte die Sorge für die landwirtschaftlichen Maschinen auf sich nehmen, einer sollte den Pferdestall beaufsichtigen, auch die Küche benötigte zwei Leute, usw. Weiter fasste man den Beschluss, dass Dimitrieff in die Stadt fahren sollte und beim „Semkom“ mit der Bitte vorstellig werden, dass uns eine Reihe von Gegenständen, wie Küchen-

geschirr, Geräte, auch Arbeitskleider und Wäsche bewilligt werde. Außerdem hatte er über das Ergebnis der gestrigen Versammlung Bericht zu erstatten. Zum Schlusse teilte Frau Mistschenko uns mit, dass sie die Absicht habe, eine Bibliothek zu gründen, und dass sie den zahlreichen Kindern, die den ganzen langen Tag nichts taten, als im Hofe und Garten lärmend sich herumzubalgen, Unterricht erteilen wolle. Wir wurden auch gebeten, alle unsere Bücher ihr zu übergeben.

Schon vor Sonnenaufgang machte sich Dimitrieff am nächsten Tage auf den Weg nach der Stadt mit den besten Pferden. In seiner Gesellschaft fuhren auch die Ältesten der ukrainischen Gemeinde, um den Ihrigen das Ergebnis der Reise mitzuteilen. Die mitgebrachten Vorräte waren schon fast alle aufgezehrt, und der Koch klagte Mistschenko darüber, der für heute den Auftrag gab, die der alten Kommune gehörenden Lebensmittel zu inspizieren. Die Aufsicht über dieselben führte ein ehemaliger österreichischer Kriegsgefangener, der als Arbeiter aufs Gut geschickt worden war. Da er eine aufrichtige Freude daran hatte, mit mir seine heimatliche Sprache reden zu können, waren wir bald gute Freunde, und er nahm mich oft mit, wenn er nach den Vorratskammern ging, sodass ich einen Einblick gewann. In einem dumpfen und feuchten Kellerraum, ohne jegliche Ventilation, lagen die Kartoffeln direkt auf der nassen Erde. Es war ein Wunder, dass noch unverdorbene zu finden waren. Auch die anderen Vorräte waren ziemlich spärlich, außer etwas Salz und zwei bis drei Säcken mit Hülsenfrüchten war dort kaum etwas zu finden. Also stand es schlimm um unser leibliches Wohl, und unsere einzige Hoffnung war das Mehl, welches die Bauern für das Mahlen ihres Getreides in unserer Mühle zu entrichten hatten. Diese Mühle spielte überhaupt eine große Rolle, denn nur dank ihrer konnte die Ravenstwo den Winter durch existieren. Da der Andrang der Bauern, die ihren Weizen zu mahlen wünschten, sehr groß war, wurde 24 Stunden lang gearbeitet. Interessant war, dass hier als einziges Heizmaterial Stroh gebraucht wurde; es ist leicht auszurechnen, was ein solcher Tag- und Nachtbetrieb verschlang. Hier Heizer zu sein, war kein Spass, was man auch den beiden schweißgebadeten, fast nackten Leuten ansah, die während ihrer acht Stunden langen Arbeit keinen Augenblick aufhörten, in den offenstehenden Feuerschlund Stroh hineinzustoßen.

In den nächsten Tagen fing die Heuernte an, von morgens bis abends spät war man draußen im Felde, so dass man wenig Zeit hatte, über die Vorgänge im Hause sich zu kümmern. Aber eines Tages, als sich wieder alles zum Essen versammelt hatte, brach die Unzufriedenheit durch. Viele der Kameraden, die im Felde gewerkt hatten, warfen den Übrigen vor, dass sie an ihrer schweren Arbeit keinen Anteil nehmen. Das ist einer der gefährlichsten Feinde des Kommunelebens: die Eifersucht, mit der jedes Mitglied die Tätigkeit seiner Genossen kontrolliert. Es scheint Jedem, dass nur er die schwerste und schmutzigste Arbeit verrichte, und dass dieser oder jener Kamerad in der gleichen Zeit nichts oder Ungenügendes leiste. Diese Vorwürfe galten auch dem Koch, sowie seinen Gehilfen, dann unserm Sekretär Radek und endlich einem Ehepaar, das sich in Moskau uns angeschlossen hatte. Als man die Unzufriedenen darauf hinwies, dass man doch einen Koch mit Gehilfen brauche und dass sie selbst zuerst protestieren würden, wenn man ihnen bei der Rückkehr kein heißes Mittagessen vorsetzen könnte, antworteten sie: „Ein Koch! wozu soll ein kräftiger Mann sich damit befassen, wenn es hier so viele Weiber gibt?!“ Daraufhin schrie der Koch selbst, dass ihm die verdammte Kocherei schon längst zuwider sei, er wünsche nichts Besseres, als auch zur Feldarbeit zu gehen. Gut; eine Köchin wurde angestellt. — Mistschenko verteidigte Radek mit der Behauptung, dass derselbe ihm für die Kanzleiarbeiten absolut unentbehrlich sei, und was das Ehepaar betreffe, so hätten sie ihre Abreise angemeldet und kämen folglich nicht in Betracht. Kaum war dieser Zwischenfall erledigt, als sich Klagen über die ungenügende Nahrung erhoben; es sei das keine Wirtschaft, wenn man morgens zur Arbeit fahren müsse, ohne was anderes unter die Zähne zu bekommen als ein paar Schnitten trockenen Brotes, und dann gehe es bis drei oder vier Uhr, bis man wieder etwas zu schlucken bekomme. Sei der Abend da, so müsse man froh sein, etwas Milch zu erwischen, um die harte Brotrinde genießbar zu machen, dabei schwimmen in derselben so viele Fliegen, dass es einem fast übel werde. Den Geruch oder gar den Geschmack des Fleisches hätte man überhaupt schon längst vergessen, fügte dann ein anderer bei, und so ging das Geschimpf noch eine Zeitlang weiter, bis Mistschenko versprach, andern Tags ein Schwein zu schlachten.

Am selben Abend erlebten wir noch die Enttäuschung, dass Dimitrieff mit fast leeren Händen aus der Stadt heimkehrte; von Geräten war das wenigste im Semkom vorhanden, und von Kleidern oder Wäsche überhaupt nichts. Unwillkürlich musste man an den kommenden Winter denken, der hier furchtbar streng ist, oft -30°R ; was sollte man da machen, viele von uns hatten nicht einmal Mäntel?! — Von diesem Tage fing der Stern Mistschenkos merklich an zu sinken, durch die Misserfolge wurde er immer gereizter und mürrischer, wodurch er natürlich sich neue Feinde zuzog. So hatte er einige harte Zusammenstöße besonders mit den Obmännern der Ravenstwo, von denen viele unter Drohungen das Gut verließen. Vergebens probierte Mistschenko mit den Bauern der Umgegend Beziehungen anzuknüpfen, dieselben blieben ihm gegenüber verschlossen. Schon bei der Hinreise fiel es uns auf, wie die Landbevölkerung der Kommune gegenüber sich zurückhaltend benahm, die Mitglieder der Ravenstwo waren ihnen geradezu verhasst. Eines Tages erklärte Mistschenko, dass es unbedingt nötig sei, einen Nachtwächter für das Gut zu haben, denn es gäbe unsichere Elemente mit böswilligen Absichten. Dieses Amt wurde mir übertragen, aber ich sollte es nicht mehr lange ausüben. Seit einiger Zeit reifte in mir der feste Entschluss, bald eine Änderung meiner Lage herbeizuführen, denn ich war dieses Leben recht satt, und als einer der Kameraden mir vorschlug, mit ihm und dem Koch zu fliehen, war ich sofort bereit. Unser Plan bestand darin, mit Hilfe eines Privatfuhrwerkes nach Orenburg zurückzukehren, um dort die Eisenbahn bis nach Samara zu benützen, von dort würde man die Wolga bis Astrachan hinunterschwimmen. Dort müsste man einen der Häfen des Kaukasus zu erreichen suchen, um womöglich auf ein ausländisches Schiff zu gelangen, das uns weit weg von diesen ungastlichen Gestaden bringen würde.

Am nächsten Tage verließen wir beim Morgengrauen für immer Paschkovo und waren schon am selben Abend in der Stadt; aber aus der Weiterreise mit der Bahn wurde nichts und noch mehrere Monate musste ich in Orenburg bleiben, bis ich statt nach Astrachan nach Kazan reiste. Nach unserer Abreise aus der Kommune ging es dort immer schlimmer und schlimmer zu, Zank und Hader loderten jeden Augenblick auf, Mistschenko wurde von allen verlassen und seine Befehle trafen taube Ohren. Dimitrieff blieb

wochenlang in der Stadt, um sich in die Leitung des Gutes nicht einmischen zu müssen. Dann kam der Tag, wo alles krachte und Mistschenko im Fieberdelirium nach dem Spital überführt werden musste. Auf seine Bitte an Moskau, die Kommunenmitglieder vom Militärdienst zu befreien, ist gar keine Antwort gekommen. Fast alle meine Kameraden mussten nun einrücken, um gegen die Polen zu ziehen. Der orenburgische Semkom hatte beschlossen, keine Kommune mehr in Paschkovo zu dulden, sondern es durch seine Beamten verwalten zu lassen. So hat unsere Kommune, die im Anfang viel Gutes versprach, traurig und ruhmlos geendet.

Das ist keine Ausnahme gewesen, sondern viele andere Kommunen sind eine nach der andern eingegangen, und jetzt gibt die Sovjetbehörde die Hoffnung auf, die ganze Landbevölkerung in Kommunen unterzubringen.

ROVEREDO

K. ZAYTZEFF



SKIZZEN¹⁾

BROT

Manchmal scheint mir fast, als könnte es mir einst doch noch gelingen, mit meiner Schriftstellerei sogar mein Brot zu verdienen (kühnes Gefühl!). Oder wenigstens so viel Anerkennung zu finden, dass ich nicht ganz im Lack säße, falls es mir später schlecht ergehen sollte mit meinem etwas zweifelhaften wissenschaftlichen Beruf.

Ich fühle immer: ich gebe alles, setze alles dran, aber — —.

Es ziemt sich vielleicht, dass ich mich hiermit ein wenig vorstelle:

Ich bin diplomierter Naturforscher, Botanik, Zoologie u. a. m. (fast ein Dutzend solcher Zweigwissenschaften), hauptsächlich Geologie, Eidgenössische Technische Hochschule Zürich (bekannt für hartnäckige Examen) — — merkwürdig würdig, nicht wahr!

¹⁾ Aus dem in Bälde bei Orell Füssli erscheinenden Buch *Ich selbst — Gefühle* — des Berner Schriftstellers Hans Morgenthaler, dessen frühere Publikationen im gleichen Verlag: *Ihr Berge!* (zweite Auflage 1920) und *Matahari* einen wohlverdienten Erfolg erzielt haben. Von dem letztgenannten Dschungelbuch ist kürzlich auch eine holländische Ausgabe erschienen und eine englische Version steht in Vorbereitung.

Die Red.